



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Alteuropa

Schuchhardt, Carl

Berlin [u.a.], 1935

Neuntes Buch. Die Lausitzer Kultur

[urn:nbn:de:hbz:466:1-73160](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-73160)

Neuntes Buch

Die Lausitzer Kultur

Im östlichen Germanien, mit dem Mittelpunkte der Mark Brandenburg und insonderheit der Lausitz herrscht bronzezeitlich eine Kultur von kraftvoller Eigenart. Alles, was wir in der Keramik des Nordens in dieser Zeit vermissen an Leben, Bewegung und Schönheit, hat sich hier im Osten entfaltet. Und gerade über diese Gegenden haben wir aus dem Altertum auch besonders eingehende und interessante Nachrichten. Tacitus erzählt in einer Reihe von Kapiteln seiner Germania von den suebischen Völkern, die zwischen Elbe und Weichsel wohnen. Die Semnonen — die in der Mark und Lausitz anzusehen sind —, sagt er, seien der älteste und edelste Stamm unter den Sueben. Sie saßen seit unvordenklichen Zeiten in ihrem Lande, von ihnen seien alle anderen ausgegangen und abhängig. Er spricht weiter von der eigentümlichen Haartracht dieser Sueben, daß sie alles Haar über einem Ohre zusammenraffen und dort knoten, und schildert schließlich die grausam-feierlichen Bräuche bei dem Jahresfeste, das alle zusammengehörigen Völker feiern im heiligen Haine der Semnonen, als der Wiege des ganzen Stammes, wo der Weltenlenker throne (Germania 38 und 39).

Bei so gewichtigen Hinweisen ist es kein Wunder, daß man bei jeder Grabung in der Mark und in der Lausitz darauf aus war, die alte Kultur jener Semnonen wiederzufinden. Wie viele Ringwälle sind nicht für den Festplatz im heiligen Hain der Semnonen angesprochen worden, wie viele Topfscherben und wie viele Holzkohle und Tierknochen mußten nicht als die Überreste der feierlichen Opfer des großen Jahresfestes gelten!

Aber die eifrige Suche hat sich gelohnt. Es ist ein so reiches Material der alten Urnenfelder zutage gefördert wie kaum in einer anderen Provinz, und der Unterschied zwischen dem alten vor-slavischen und dem späteren slavischen Kulturgut steht schon seit Rudolf Virchows Zeiten vollkommen fest.

Ein paar Bedenken traten im Laufe der Zeit noch auf gegen die Zuteilung der alten Lausitzer Kultur an die Semnonen. Sie war auf Burgen mit Schlackenwällen aufgetreten, und die Schlackenwälle, glaubte man, seien keltisch. Aber die Schlackenwälle gehören überhaupt nicht einem bestimmten einzelnen Volke an, sondern treten überall da auf, wo eine Burg- oder Palastmauer aus Holz

und schmelzbarem Gestein (Basalt) gebaut und dann verbrannt ist. Nachher wollten einige Gelehrte die Lausitzer Budelkeramik von der trojanischen Budelkeramik ableiten, aber es ergab sich, daß diese trojanische aus Thracien stammt und erst dem 8. Jahrhundert angehört, während die lausitzische schon im 13. Jahrhundert vorhanden war. Heute ist noch stark verbreitet die Auffassung, daß die Lausitzer Kultur illyrisch sei. Durch die illyrischen Namen in Böhmen und Schlesien war man auf diesen Gedanken geführt. Dem mußte die Stilverschiedenheit sich fügen. Man meinte, das Illyrische könne hier im Norden ganz anders ausgesehen haben als vorher und nachher im eigentlichen Illyrien. Wenn man sich mehr und mehr überzeugen wird, daß im eigentlichen Illyrien der Hallstattstil des 7. Jahrhunderts im Grunde noch derselbe ist wie der über 1000 Jahre älteren Bandkeramik, dann kommt vielleicht der besinnliche Umschwung. Vorläufig sollte man wenigstens die Grundlagen der Frage anerkennen, die da sind. Erstens: die Lausitzer Kultur hat sich in der Mark und der Lausitz entwickelt; hier allein finden sich ihre ältesten Formen, erst nachher ist sie nach allen Richtungen ausgestrahlt. Zweitens: in der Mark und der Lausitz ist bisher kein illyrischer Name nachgewiesen und auch bisher keine handkeramische Scherbe gefunden. Drittens: die Mark ist das Hauptkolonisationsgebiet von Walternienburg und seinen Nachfolgekulturen gewesen, und auf Walternienburg weisen in erster Linie auch die Lausitzer Gefäßformen zurück.

Die Keramik

Die Lausitzer Keramik ist das Schönste, was die lange Bronzezeit in Mittel- und Norddeutschland hervorgebracht hat. Wir können in ihr verschiedene Entwicklungsstufen erkennen, eine ältere, mittlere und jüngere. Die ältere Stufe ist die eigentliche Budelkeramik. Sie verfügt nur erst über einen beschränkten Kreis von Formen und noch beschränkteren von Verzierungen. Eine spitzbauchige Amphora mit hohem, fast steilem Halse und ein hoher Krug mit oben etwas ausladendem Halse und großem Bandhaken sind die beiden Hauptformen (Taf. XXXIII 1, 2 und 4, 6). Die einzige Verzierung besteht in eigenartigen, wie einer Frauenbrust nachgeahmten Budeln, wie sie ähnlich auch schon auf den süddeutschen Amphoren der 2. Bronzezeit (Abb. 125, 2, 3) sich finden.

Etwas später erst als die Budel kommen die großen Horizontalrillen auf, die von jeher als Hauptcharakteristikum der Lausitzer Keramik gegolten haben. Auch die Gefäßformen verschleifen ihr originelles Aussehen, aus der steilhälsigen Amphora wird die weitmundige Terrine (XXXIII 5), der Krughals ladet nicht mehr aus, der Bandhaken verkürzt sich (XXXIII 6). Häufig haben Krüge und Becher jetzt auch schräggerichtete Kanneluren. Es treten große Schalen auf, deren Rand entweder dieselbe Schrägkannelierung oder eine feine Sacettenprofilierung hat, alles Motive der Korbslechterei.

Die jüngere Lausitzer Keramik wird hauptsächlich nach den drei Fundorten Aurith, Göriz und Billendorf, die ersten beiden in der Nähe von Frankfurt a. O., das letztere im Kreise Sorau, benannt. Aurith ist noch eine echte Tochter der Lausitz. Die alten Formen klingen überall nach. Die Farbe ist dieselbe rotbraune geblieben. In der Verzierung ist der alte Buckel noch wohl zu erkennen, wenn er auch meist in eine Vertiefung sich umgekehrt hat oder durch einen eingetragten Kreis mit Punkt in der Mitte angedeutet wird (XXXIII 3). Manche neue Formen oder solche, die bisher selten waren, treten hervor, so der zylindrische Becher. Die Ornamentik hat eine Vorliebe für Punktreihen, die wie Perlenketten anmutig wirken. Sehr gern wird die umlaufende Verzierung bei den Henkeln wie ein Band hinaufgezogen (XXXIII 10). Überhaupt ist diese Aurither Keramik zierlich und niedlich gegenüber dem alten strengen Charakter.

Mit Göriz und Billendorf rücken wir schon weiter ab vom eigentlichen Lausitzer Stile und gegen den schlesischen hin, der halbwegs auf anderer Grundlage steht. Rein äußerlich zeigt sich das schon darin, daß die Gefäße nicht mehr rotbraun sind, sondern grau oder schwärzlich, wie es in Gegenden der Fall zu sein pflegt, wo Graphit zu Hause ist.

Die Görizer Gefäße sind am Halse geschnürt, wie die schlesischen (XXXIII 12) und pannonischen (XXXII 6—8). Große Terrinen stehen im Vordergrunde (XXXIII 8, 9). Die beutelförmigen, wie XXXIII 7, sind eine Verschleifung der Walternienburger und Altlausitzer Amphora. In ihrem Zierat vermischt die Görizer Keramik breite Kanneluren mit Ritzlinien und Punktreihen.

Der Billendorfer Typus hält sich in den Formen leidlich an die Lausitz, wenn auch der Hals oben oft etwas ausbiegt. Er bietet eine Fülle von Kleingeschirr: Becher, Tassen, Krügelchen, Büchsen, zweiteilige Näpfe, Untersätze, Kinderklappern. Die Verzierung, stets flott und flüchtig in Rillen eingetieft, wiederholt eintönig ein Zickzack oder ähnliche gängigste Flechtmuster auf der Schulter (XXXIII 11).

Im Westteile von Schlesien hat ursprünglich die echte Lausitzer Keramik von der Buckelperiode an geherrscht. Nachher ist ein Sondertypus erwachsen, der einige Lausitzer Formen noch mitführt, im wesentlichen aber auf den geschnürten Beuteln beruht. Die Gefäße sind alle glänzend schwarz und haben vielfach hornartig emporstehende Buckel (XXXIII 12).

Die Abstammung dieser Lausitzer Keramik ist heute wohl klar. Wir sahen vorhin, wie Megalith- und Schnurkeramik sich von der Ostsee her nach der Uckermark und der Mark sowie die Oder hinauf nach Schlesien vorschoben. Walternienburg auf der einen, Noßwitz usw. auf der anderen Seite, bezeichnen ihren Weg. Die Ausläufer von Walternienburg treten als Burg-Molkenberger Typus mitten in der Mark bei Buzow auf, und hier haben sich deutliche Übergänge zur Lausitz mitgefunden, die Kanne XXVII 8 und die Amphora XXXIII 2. Eine eben solche Amphora ist auch aus Schlesien bekannt, und vor allem sind dort bereits gegen

70 Gefäße gefunden, die einerseits deutlichste Abstammlinge der Noßwitzer bzw. norddeutschen und andererseits klare Vorstufen der Lausitzer Amphora sind (XXXII 1, 3). Die schlesische Kanne Taf. XXXII 2 entspricht der Lausitzer Taf. XXXIII 4¹⁾. Sie haben auch schon die Buckel, die dann in die Lausitz übergehen. Die Entstehung und der Weg dieser Buckel scheint mir heute klar. In Jordansmühl hat sie die „Dase“, die wir zuerst in Rössen kennengelernt haben. Diese Dase kommt, wie man in Thüringen und um den Harz herum verfolgen kann, überall da vor, wo Walternienburgs Einfluß zu erkennen ist. Sie stammt aus dieser Kultur. Sie hat aber sehr wechselnd bald 2 Ösen am Halse (wie Taf. XXVIII 8) bald 4, bald nur Ösen am Bauchknick, bald Ösen in der Halsgrube und Knubben oder Buckel am Bauchknick. So ist aus dem wechselnden Spiel im Walternienburger Stile — das auch die ungarische Amphora XXXII 4 zeigt — schließlich der feste Brauch hervorgegangen, Ösen in der Halsgrube und Buckel am Bauchknick oder darüber anzubringen. Ebenso wie die Buckel, das Signum des 1. Laus. Stils, von Walternienburg stammen, ebenso tut es auch das der 2. Stufe, die Rillen; sie sind in Walternienburg schon bis zur Vollendung entworfen. So bleibt kein Zweifel, daß die Lausitzer Keramik in allem Wesentlichen eine Tochter des Nordens ist, die Vollendung jener schlesischen und märkischen Bestrebungen, die Bandkeramik aus dem Lande zu treiben.

Was die Verbreitung der Lausitzer Keramik betrifft, so zeigt ihre erste Stufe, die Buckelkeramik, ihre Wiege an. Sie findet sich in der Mark, besonders in der Lausitz und ein wenig nach Böhmen und Schlesien hinein, in Thüringen und im Norden gegen die Ostsee hin aber noch gar nicht. Erst in der zweiten Periode, mit den weicheren Formen und den Horizontalriefen, beginnt die große Ausdehnung. Westlich bis zum Harz, nördlich bis an die Ostsee nach Pommern, Mecklenburg und Schleswig-Holstein hin, östlich weit nach Polen hinein (Lodz) ist der Lausitzer Stil gegangen.

Gegen Süden begegnen uns die Einflüsse der Lausitz aus der mittleren Periode am Main von Bamberg bis nach Würzburg und Darmstadt hin. Die jüngste Phase dringt dann weiter, nach Österreich hinein. Auf den Urnenfriedhöfen von Stillfried und Wies sind Töpfe mit Vertikalriefen an der runden Schulter, wie sie in Aurith oder in Schlesien vorkommen, an der Tagesordnung. Es ist dort die Hallstattkultur, die diese Einflüsse erfahren hat, und sie hat ihrerseits die Lausitzer Kultur nicht minder beeinflusst. In Schlesien gibt es gleichzeitig mit den oben besprochenen schwarzen Hornbuckelgefäßen eine ganze Gattung bemalter Keramik, die hallstattisch ist; sie zieht sich in Spuren auch bis in das Göriker Gebiet hinein. Schließlich werden sogar Bronzegefäße aus dem Hallstattkreise in der Lausitz in Ton nachgeahmt.

¹⁾ Wie v. Richtofen diese Gefäße für aunjätisch halten kann, ist mir unverständlich (v. R. Die ältere Bronzezeit in Schlesien 1926 und Mannus Erg.-heft IV 1928).

Gräber, Metall, Burgen

Die Kenntnis der schönen Lausitzer Gefäße verdanken wir den Gräberfeldern. In Siedlungen und Burgen werden immer nur Scherben gefunden. Die Gräber pflegt man durchweg als Flachgräber zu bezeichnen. Es ist aber sicher, daß sie vielfach nur als solche erscheinen und in Wirklichkeit wenigstens in der Frühperiode Hügelgräber gewesen sind. Wo ein Gräberfeld z. B. heute zu einem Teile im Acker oder in der Wiese liegt, zum andern aber noch in alter Heide oder im Walde, da haben die Gräber dort ihren Hügel eingebüßt, hier ihn aber erhalten ¹⁾.

Die Gräber enthalten schon vom Beginn der Lausitzer Kultur an verbrannte Leichen. Das ist nicht zu verwundern, da auch die steinzeitliche Keramik von Walternienburg und die meiste märkische (Brandenburg, Saßkorn bei Nedlitz) aus Brandbestattungen zu stammen scheint. In einer großen doppelkonischen Urne pflegen die Knochen gebettet zu sein, und um sie herum stehen die Beigefäße. Häufig steht die ganze Beisetzung frei in einer Vertiefung des gewachsenen Bodens, wobei freilich eine Holzumhüllung vergangen sein dürfte, oft auch ist sie oder wenigstens die Urne mit Steinen umpackt gewesen. Bei vornehmen Gräbern, wie dem sogenannten Königsgrabe von Seddin (Priegnitz), war unter einer riesigen Hügelschüttung — der Hügel hatte ca. 70 m Durchmesser und 11 m Höhe — eine rundliche Kammer mit einer Kuppel aus vorkragenden Dachplatten errichtet. Das findet sich hier des öftern ²⁾ und ist nicht nordische Übung. Gerade das Seddiner Grab ließ auch an seinem Inhalte starken südlichen Einfluß erkennen. Die große Tonurne enthielt als zweite Kapsel ein italisches Bronzegefäß, in dem die Knochen lagen (Taf. XXXIX 1). Dabei lagen mehrere bronzene Trinkschalen desselben Kunststils und ein Antennenschwert aus dem Hallstattkreise. Der ganze Hügel mit seinen riesigen Abmessungen entspricht dem, was wir in der süddeutschen Hallstattkultur ständig antreffen, und ebenso entsprechen die Bronzebeigaben nur der dortigen Sitte. Denn so sehr reiche, überreiche Beigaben an Tongeschirr zum Kulturbilde der Lausitz gehören, so sehr auch eine völlige Armut an Metall. Kaum daß einmal eine Gewandnadel, ein Pinzette, eine Sichel sich in der Urne findet; fast immer sind ausschließlich Tongefäße vorhanden. Es war offenbar nicht Sitte, die kostbaren Metallgeräte durch Mitgabe an den Toten den Lebenden zu entziehen. Wo sie sich ausnahmsweise einmal finden, bieten sie dann aber willkommene Gelegenheit, die mit ihnen zusammenliegende Keramik zu datieren. Im Seddiner Grabe befand sich ein Tongefäß mit den allerüblichsten großen Horizontalriefelungen des jüngeren Lausitzer Stils. Das wird nun durch die italisches Bronzegefäße (Villanova) und das Antennenschwert in das 8. oder 7. Jahrhundert v. Chr. verwiesen.

¹⁾ Ztschr. f. Ethn., Verhandlungen 1881, 337 ff. (Behla).

²⁾ Ztschr. für Ethnolog., Verhandlungen 1891, 262 ff. Hügelgräber zu Kehrberg, Ostpriegnitz.

Man hat früher zuweilen annehmen wollen, daß die Lausitzer Kultur fein oder nur wenig Metall gehabt habe. Daß es nicht richtig ist, zeigen die zahlreichen sogenannten Depotfunde, die die Mark und das nördlich bis zur Ostsee an-

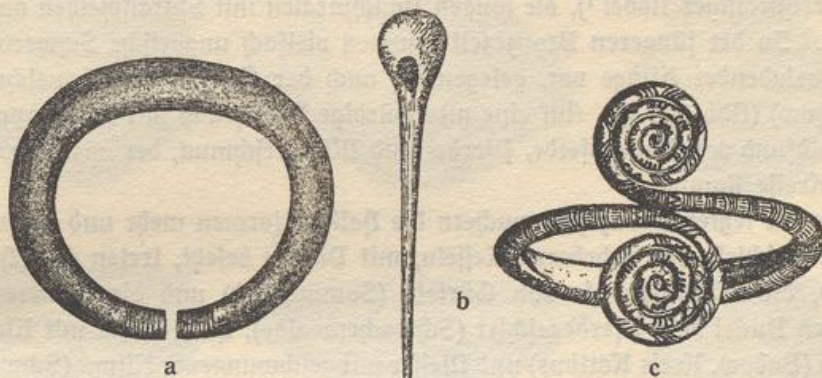


Abb. 129. Ostdeutsche Bronzen. a, c Armbänder, b Kugelkopfnadel. Nach Seger. $\frac{1}{2}$.

schließende Gebiet geliefert hat. Gegen hundert besitzt allein das Berliner staatliche Museum. Die Depots mögen hier und da als Opfergabe an die Gottheit oder als Ausstattung, die jemand sich für das Jenseits sichern wollte, vergraben sein, in den meisten Fällen sind sie der Hausbesitz an Metallgerät und Schmuck. Das Haus oder die Siedlung ist, da die Sunde immer durch Zufall aus der Erde kommen, nur von dem laienhaften Finder nicht beachtet worden. Wo hinterher noch regelrecht nachgegraben werden konnte, hat sich das Verhältnis gewöhnlich herausgestellt (Pfaueninsel, Vetttersfelde, Eberswalde).

Die Depotfunde lassen uns nun erkennen, wie das Metallinventar der Lausitzer Kultur im wesentlichen nordisch ist, daneben aber allerhand Stücke aus dem Osten, aus dem reichen Kupferlande Ungarn, aufgenommen hat und gegen Schluß der Bronzezeit mehr und mehr dem hallstädtischen Einflusse verfällt. Nordisch sind die Halskragen, die vielfach vorhanden sind, gewöhnlich in dem bekannten gerippten Stoffmuster gehalten; nordisch ist die große Gürtelplatte von Heegermühle, ganz dicht mit Spiralen belegt, und nordisch sind die großen Armspiralen, ganz denen aus den jütischen Eichensärgen entsprechend; nordisch schließlich auch die vielen schlanken Dolche und Schwerter in dem prachtvollen Funde von Spandau, den der alte Kaiser dem Berliner Museum geschenkt hat, und die einfachen Bügel- und Brillenfibeln (Heegermühle, Oranienburg).

Der ungarische Import dagegen macht sich schon in der ältesten Bronzezeit in den teils schweren, teils zierlich ausgestalteten Hammerbeilen bemerkbar. Er dürfte auch zu erkennen sein in den Nadeln mit durchbohrtem Kugelkopfe und den massiv rundstäbigen Arm- und Beinringen mit verjüngten Enden (Abb. 129a, b). Die Ringe dieser Form sind häufig in einem feinen Flecht- oder Webmuster verziert, mit dem das breite Band mit langen spitzen Dreiecken zu den Seiten ein

in der steinzeitlichen Keramik des Nordens und Thüringens sehr beliebtes Motiv wiederholt (Rossenthin, Krendorf). Weiter gehören hierher die Armbergen mit großen Spiralscheiben (Abb. 129c), die mächtigen Doppelspiralsfibeln mit zwei- oder dreisprossiger Nadel¹⁾, die langen Bandspiralen mit Spiralscheiben an ihren Enden. In der jüngeren Bronzezeit kommen vielfach ungarische Schwerter mit stark ausladender Klinge vor, gelegentlich auch der Griff eines Rhoneschwertes (Wurchow) (Abb. 117k). Auf eine merkwürdige Berührung mit Osteuropa weist der Goldfund von Dettersfelde, Pferde- und Männerschmuck, der aus dem keltischen Kreise stammt.

In der letzten Bronzezeit wuchern die Hallstattformen mehr und mehr. Die kleinen Deichseln von fahrbaren Kesseln, mit Vögeln besetzt, treten auf (Heegermühle), die Tutulusknöpfe von Gürteln (Sommerfeld) und die kleineren und größeren Budel vom Pferdegeschirr (Schwachenwalde), Halschmuck mit Klapperblechen (Babow, Kreis Kottbus) und Messer mit geschwungener Klinge (Schwachenwalde).

Mit Aurither und Billendorfer Geschirr zusammen wird zuweilen eine spindelförmige Bronzenadel oder auch eine mit Vasentopf oder eine schlangenhalsige mit Schalenknopf²⁾ gefunden, die beide ebenfalls in die jüngere Hallstattzeit gehören, und eben dahin weist auch die einzige Fibel, die jemals mit Lausitzer Keramik, und zwar mit Billendorfer, gefunden ist, eine Schlangenfibel aus Datten bei Pförten, Kreis Sorau. Eine Fibel dieser Art stammt von Hallstatt selbst, und andere sind mehrfach aus Süddeutschland, so besonders aus Sigmaringen³⁾, bekannt. Ihr Ursprung liegt im Hallstatt-Kreise.

Don Nord und Süd, von Ost und West deckt das metallarme ostdeutsche Land seinen Bronzebedarf; — eine Mahnung, daß man nicht nach solchen Wandergeräten eine Nationalität soll bestimmen wollen.

Am überraschendsten trat der Hallstattcharakter und zugleich der vornehme Metallbesitz der späteren Lausitzer Kultur zutage mit dem großen Goldfund von Eberswalde, der 1913 beim Fundamentieren eines Hauses beim Messingwerke auftrat und von Herrn Aron Hirsch dem Kaiser geschenkt wurde (Taf. XXXIV). Nur wenige hundert Meter entfernt war bei Heegermühle schon 1882 ein großer Bronzefund gemacht worden, von dem verschiedene Stücke, wie die große Gürtelplatte, die Wagendeichseln, die Bügelfibel vorhin schon erwähnt wurden. An der Stelle hat, wie verschiedene weitere Anzeichen ergaben, sicher eine Siedlung gelegen. Zwei Bäche münden hier, der eine vom Norden, der andere vom Süden, in den alten Sinowfluß und haben ein für die Gegend selten weites Wiesengelände geschaffen. Damit ist für eine Zeit, deren Wirt-

¹⁾ H. Seger, *Anthr. Korr.-Bl.* 1906, 126.

²⁾ *Ethn. Ztschr.*, Verhandlungen 1881, S. 431.

³⁾ Lindenschmit, *Die Altertümer von Sigmaringen*, Taf. XIII 10, 11, XVIII 9, XIX 4, XXIV 3, XXXVIII 6.



1



2



3



4



5



6



7



8



9



10



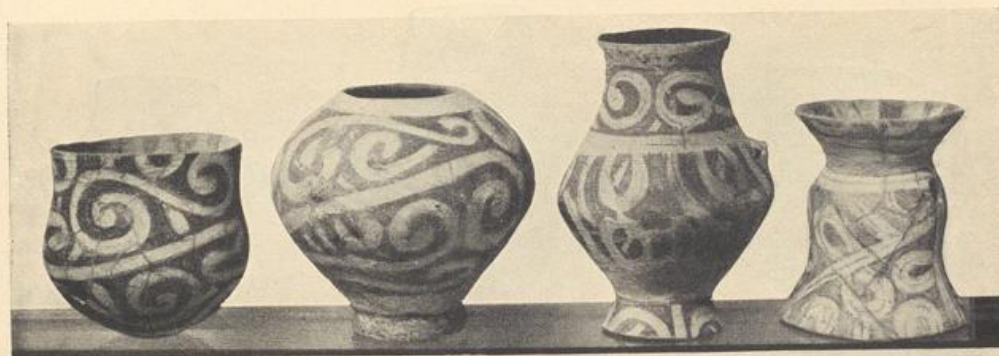
11



12

Steinzeitliche Elbkeramik

1—5. Walternienburg bei Magdeburg, 7—9. Burg-Molkenberger Stil aus Buřow (Brandenburg),
10—12. Bernburger Stil. Alle Berl. Mus. Etwa $\frac{1}{5}$.



1

2

3

4



5

6

7

8

9



10



11

Bemalte Steinzeitkeramik

1—10. Cucuteni bei Jassy, 11. Anau, Zentralasien.
Alle Berl. Mus., $\frac{1}{10}$.

schaft noch wesentlich auf Viehzucht gestellt war, die Vorbedingung zu einem gedeihlichen Menschengesein gegeben. Wenig westlich von der Stelle liegen an den Ufern der alten Finow die Dörfer Schöpfurth und Steinfurth als Beweis, daß hier eine alte Straße den Fluß überschritt. Die Siedlung beim Messingwerke befand sich also keineswegs in der Wildnis, sondern war mit der großen Welt verbunden.

Die Zusammensetzung des Eberswalder Goldfundes läßt uns einen vollen Blick tun in den Hochstand der Lebenshaltung eines Großen jener Lausitzer Kultur. Der Fund enthält acht reichverzierte goldene Trinkschalen, ein gebrauchtes und ein noch nicht fertig hergestelltes gedrehtes Halsband, viele ausrangierte Armbänder, gegen 30 brauchbare und ebenso viele verbrauchte und zu „Pateten“, wie die Goldarbeiter sagen, zusammengewickelte Drahtspiralen, schließlich mehrere Stücke Rohgold, nämlich einen ganzen Barren, ein paar Bruchstücke von solchen und einen „Schmelzkönig“, d. h. den rundlichen Bodensaß eines Schmelztiegels. Die Goldschalen sind ganz im Hallstattstile verziert mit Verwendung von Punzen und Rädchen. Die Spiralen sind alle zu eng für den Arm und zu weit für den Finger. Sie können nur im Haare getragen sein, so wie die in El Argar und wie es überhaupt im alten Mittelmeere üblich war. Das Wandbild einer Frau in Tiryns stellt uns vor Augen, wie die Locken vom Kopfe herabfallenden Schöpfe an verschiedenen Stellen durch Bänder zusammengehalten wurden. Bei Homer haben der Troer Euphorbos und der Karer Amphimachos offenbar noch ähnlichen Haarschmuck; die Griechen, die sie sehen, finden das weibisch, sie kennen dergleichen für Männer nicht mehr (Il. 2, 872; 17, 52). Im ostdeutschen Kreise hat aber solcher Haarschmuck sich sehr lange erhalten. Die Spiralen werden in Gold und in Bronze bis an die Ostseeküsten gefunden. Sophus Müller hat beobachtet, daß in Frauengräbern immer zwei, in Männergräbern eine Spirale vorkommen. Wird man dabei nicht an die Haartracht der Sueben erinnert, die Tacitus so stark hervorhebt, und an sein Wort: principes et ornatiorem habent? (Vgl. den Sueben auf Taf. XLI).

Mit Homer verknüpfen sich übrigens auch die Goldschalen. In der Odyssee wird bei allen Gastmälern im Hause des Odysseus, des Nestor, des Menelaos, der Phäaken immer nur aus goldenen Schalen getrunken, nur zweimal in dem ganzen Gedichte kommt ein anderes Trinkgeschirr vor: der brave Sauhirt und der plumpe Kyklop haben jeder einen Holznapf. Es muß nicht schlecht bestellt gewesen sein im damaligen Ostgermanien, wenn die Großen an der Finow lebten wie die Achäer in ihren Palästen und Burgen. Und der Fund von Eberswalde steht in diesem Kreise keineswegs allein. Ähnliche Goldschalen sind einzeln oder paarweise vielfach in Norddeutschland gefunden, bei Halle, bei Hannover, bei Stralsund, in Schleswig-Holstein; in Dänemark aber gelegentlich sogar elf in einem Kessel. Der Kessel gehört in solchem Falle zu den Schalen, er ist das Mischgefäß, der Krater, der auf der Tafel steht und deshalb so häufig mit schönen Bildern geschmückt ist.

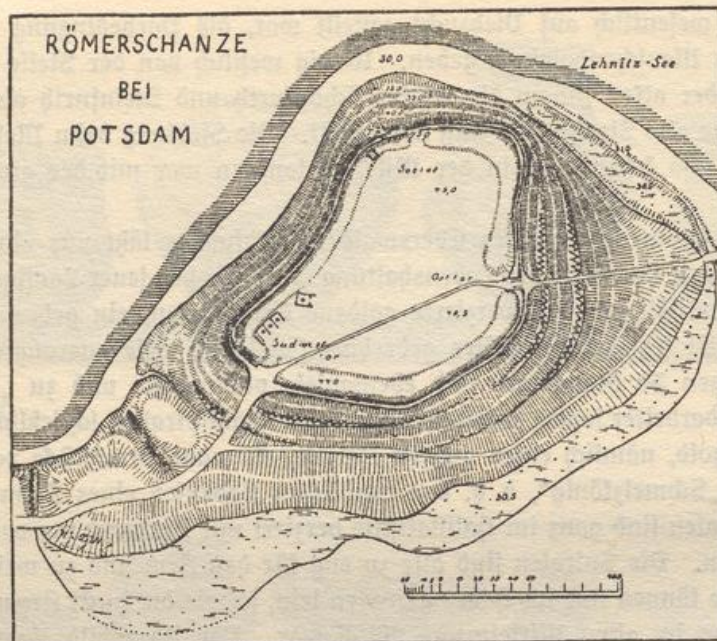


Abb. 130. Römerschanze bei Potsdam. Plan 1:4400.

Auf einer Situla von Kuffarn in Österreich ist dargestellt, wie ein Mann behaglich mit einer Trinkschale in der Hand dasitzt und sich aus einer Situla, wie die Kuffarner selbst ist, einschenken läßt.

Die Goldschalen des Lausitzer Kreises gehören in das 8. oder 7. Jahrhundert v. Chr., in die Blüte und erste große Ausbreitung der Hallstätter Kultur, die wir ohne Bedenken für die Illyrier in Anspruch nehmen dürfen. Man hat in dieser Zeit fast den Eindruck, als ob auch Ostdeutschland ihren Ausdehnungsbestrebungen erliegen wird. Daß das nicht geschehen ist, verdankt es einem politischen Sichaufraffen, das wir archäologisch gut erkennen können, nämlich im Burgenbau. Die zahlreichen „Ringwälle“, die nach ihren Funden bis in die Lausitzer Zeit zurückgehen, sind nicht, wie früher zumeist angenommen wurde, Sonnenheiligtümer gewesen (Abb. 130). Ihr Wall zeigt beim Durchgraben die Spuren einer alten Holz- und Erdmauer mit steilen verplankten Wänden zu beiden Seiten (Abb. 131) und mit wohlangelegten Toren; und in der Festung finden sich die Spuren unzähliger Häuser mit einem reichlichen Nachlaß an Keramik. Der einzige gut erhaltene Grundriß auf der Römerschanze war der eines großen rechteckigen Vorhallenhauses von etwa 13 m Länge und 6,50 m Breite (Abb. 132 a). Die Maße ergeben, wie überhaupt auf der Burg, eine runde Fußzahl, den Fuß zu rund 32,5 cm gerechnet. Das Haus ist 20' breit und 40' lang. Das von den beiden Haupttoren der Burg bisher freigelegte Osttor ist ebenfalls 20' weit. Die Wallmauer ist 10' dick, und die Wallpfosten stehen an den Fronten 5' voneinander.

Die Keramik reicht auf den Burgen von der mittleren bis zur letzten Lausitzer Zeit. Im nördlichen und mittleren Gebiete, wo die Burgen sehr spärlich liegen, scheinen sie früher angelegt zu sein als im südlichen, wo sie sich drängen. Im

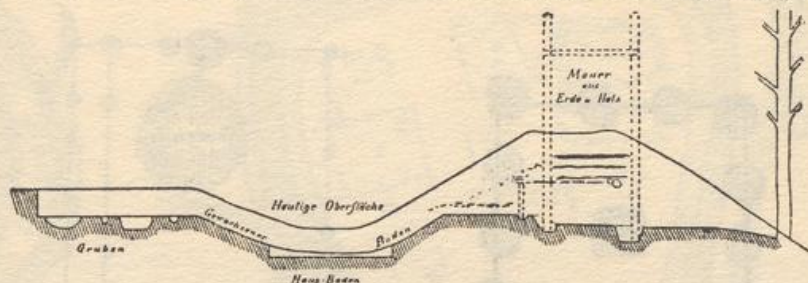


Abb. 131. Römerschanze bei Potsdam. Wallschnitt 1:300.

Norden kennen wir nur den „heiligen Stadtberg“ bei Schöningen südlich Stettin, sowie Burg Basedow b. Malchin und die Burg im Oberuckersee, im mittleren hauptsächlich Römerschanze mit viel Götischer und Lössow mit Aurlitzer Keramik. Im Süden ist die Topfware von Starzeddel kaum mehr Lausitzisch zu nennen. Das vom Nordwesten und Norden her vorgedrungene Volk hatte für die Sicherung seines Gebietes hauptsächlich im Süden gegen die weggedrängten Bandkeramiker zu sorgen.

In der Mitte des ganzen Gebietes aber scheint sich in dem mächtigen Ringwall von Lössow am hohen Oderufer südlich Frankfurt das bei den Semnonen gelegene Bundesheiligtum der Sueben wiedergefunden zu haben, von dem Tacitus erzählt. Daß wir es in einem Ringwall zu erwarten haben, ist gegeben durch die Beschreibung, die Dionys von Halikarnaß (IV 15) von den Gauburgen des Servius Tullius gibt: sie sind Zufluchtstätten für die Landbewohner, in ihnen sitzt ein Vogt, der die Listen führt, die Steuern erhebt und das Kriegsaufgebot erläßt; und in ihnen ist vor allem auch das Heiligtum, bei dem die Bevölkerung ihre großen Feste feiert. Im Lössower Ringwall sind tiefe zylinderförmige Opfergruben gefunden mit Tier- und Menschenresten darin, wie es sie sonst noch nirgends gibt und in solcher Zahl, daß es ursprünglich 4—500 gewesen sein müssen. Die Grabung, 1926—29 ausgeführt, ist noch nicht veröffentlicht¹⁾.

Der ganze Bauplan einer solchen Volksburg ist bisher nur einmal festgestellt, nämlich bei dem „Baalshebbel“²⁾ von Starzeddel südlich Guben (Abb. 133). Die Burg ist ein Oval von nur 100 m Länge und kann nur kurze Zeit bestanden haben, denn die Hausgrundrisse zeigen keinerlei Umbau. Die Häuser, sehr groß, mehrfach 18:11 m und alle mit Herd, stehen im Kreise um einen Mittelpfad, auf dem ein kleiner herdloser Bau einmal verändert und nur halb erhalten ist. Wir haben offenbar eine Genossenschaftsburg vor uns mit dem Gemeinschafts-

¹⁾ Plan bei Schuchhardt, Vorgesch. v. Dtschl., 1934, S. 157.

²⁾ „Baalshebbel“ ist wohl = Palzhebbel d. i. Pfalzhebbel (Burghügel).

haus in der Mitte, das altgermanische Vorspiel zu den Burgen Heinrichs I., der anbefahl, es sollten immer neun milites agrarii sich zusammen eine Burg bauen. Diese Burgen haben die Slaven dann nachgeahmt mit ihren Rundwällen sowohl

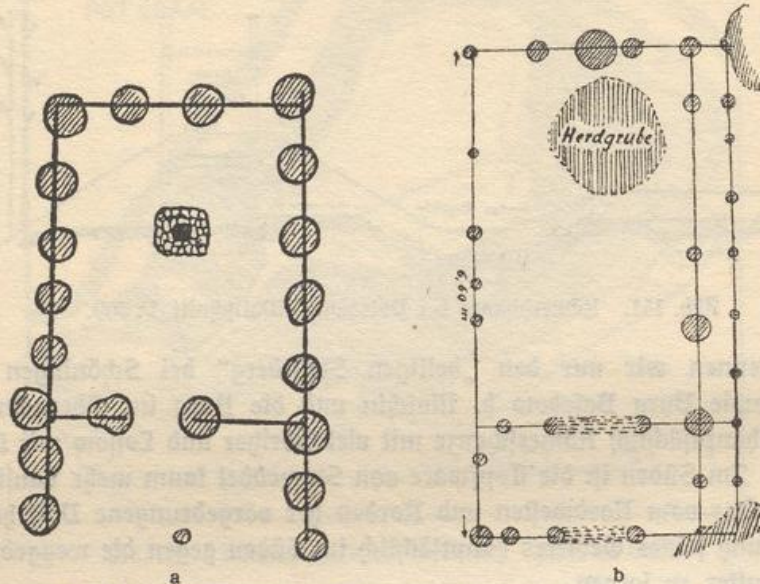


Abb. 132. Hausgrundrisse von der Römerschanze bei Potsdam und von Buch bei Berlin, a 1:200 und b 1:100.

wie den Rundlingsdörfern: in beiden stehen ebenfalls die Häuser immer im Kreise um einen offenen Mittelplatz.

In ihrem Grundriß zeigen aber die Häuser von Starzeddel dieselbe Megaronform und auch denselben Bau mit Pfostenlöchern wie das erstgefundene von der Römerschanze, und ebenso tun es die unzähligen seither hinzugekommenen von Burgen und Siedlungen soweit die Lausitzer Kultur nur reicht (Abb. 132). Das ist ein neues starkes Beweisstück für den germanischen Charakter dieser Kultur. Die Illyrier haben ihre kleinen runden oder ovalen Hausgruben nie ganz aufgegeben, sie sind in ihren alten Gebieten auf dem Balkan bis heute noch nicht ausgestorben, wie Buttler 1932 festgestellt hat. Das Megaron aber in seinem schweren Pfostenbau sehen wir zur Stein- und frühesten Bronzezeit in der Lüneburger Heide, in der Mark, in Westpreußen beginnen und dann in der Lausitzer Kultur weitausgreifend eine Alleinherrschaft entfalten wie nirgend und niemals sonst. Man mag nun in dieser und jener Lausitzer Eigenart illyrischen Einschlag erkennen, etwa in der Buntheit der keramischen Formenwelt, deren Budel aus altem Spiralerinnern stammen könnten, oder mehr noch im Eberswalder Golbe und manchem Bronzestück, — unmöglich will es mir doch erscheinen, daß die Illyrier sich so völlig gewandelt haben sollten, um einheitlich den nordischen Hausbau zu üben. Ihr Dasein verdankt die These vom Illyriertum der Lausitzer

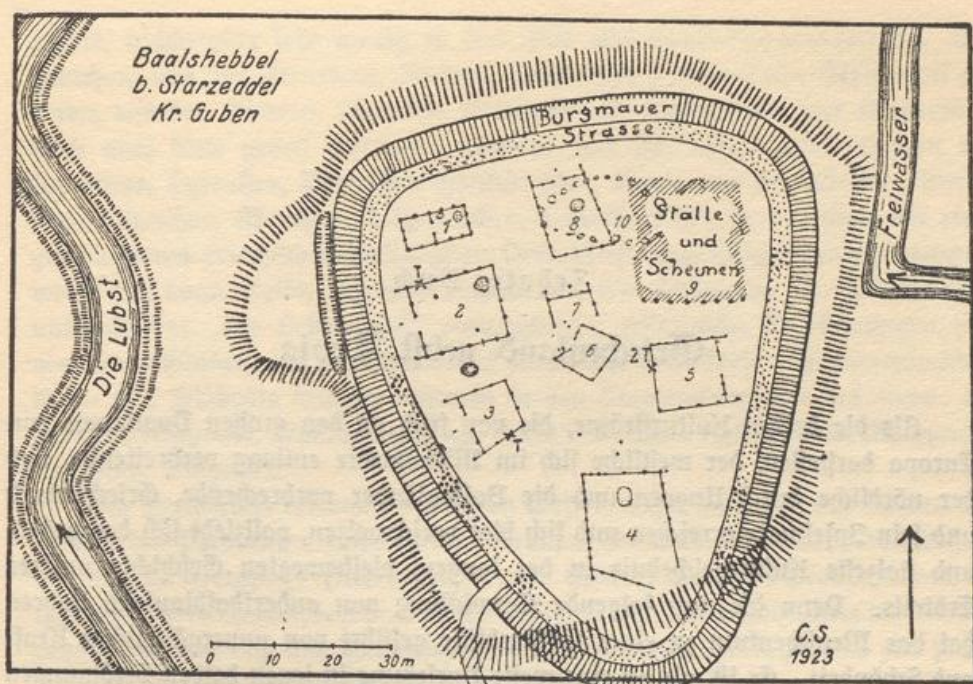


Abb. 133. Der Baalshebbel b. Starzeddel.

allein den illyrischen Namen — das sollte man nicht vergessen! Wenn die Namen sich jetzt aber durch die alte Bandkeramik erklären und gerade im Kernlande der Lausitzer Kultur ebenso fehlen wie die Bandkeramik selbst, wird die Lausitzer Kultur von dem illyrischen Verdachte frei und muß uns erscheinen als die sieghafte Ausblüte der vom Westen und Norden gekommenen germanischen Vorfürsten, die nun für tausend Jahre ihre Herrschaft über Ostdeutschland errichteten.